

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Eine einfühlsame und berührende Geschichte.«

J. M. Coetzee

Bereits mit ihrem ersten Roman ›Blauer Hibiskus‹ gelang Chimamanda Ngozi Adichie eine Nominierung für den renommierten Man Booker Prize. In diesem bewegendem Debüt erzählt die 15-jährige Kambili von dem Jahr, in dem ihre Familie zerbrach und ihre Heimat Nigeria im Terror versank.

»Solange solche Romane erscheinen, ist das Leben für die Literatur nicht verloren.«

Ludwig Fels, Die Zeit

Chimamanda Ngozi Adichie ist eine der großen jungen Stimmen der Weltliteratur. Ihr Werk wird in 37 Sprachen übertragen. Für ›Americanah‹ erhielt sie den Heartland Prize for Fiction und den National Book Critics Circle Award. Ihr Roman ›Blauer Hibiskus‹ war für den Booker Prize nominiert, ›Die Hälfte der Sonne‹ erhielt den Orange Prize for Fiction 2007. Mit ihrem TED-Talk ›We should all be Feminists‹ verankerte die Nigerianerin den Feminismus fest in der Popkultur. Auf Deutsch liegt der Text im FISCHER Taschenbuch vor: ›Mehr Feminismus! Ein Manifest und vier Stories‹. Zuletzt erschien im FISCHER Taschenbuch ›Liebe Ijeawe. Wie unsere Töchter selbstbestimmte Frauen werden‹. Chimamanda Ngozi Adichie wurde 1977 in Nigeria geboren und lebt heute in Lagos und in den USA.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Chimamanda Ngozi Adichie

Blauer Hibiskus

Roman

Aus dem Englischen von
Judith Schwaab

FISCHER Taschenbuch



5. Auflage: November 2018

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2015

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Purple Hibiscus«
bei Algonquin Books of Chapel Hill, New York
© 2003 Chimamanda Ngozi Adichie
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03244-0

Bei uns zu Hause begann alles in die Brüche zu gehen, als mein Bruder Jaja nicht bei der Kommunion war und mein Vater sein schweres Messbuch durch das Zimmer schleuderte und die Keramikfiguren auf der Etagere zerbrach. Wir kamen gerade von der Kirche. Mama legte die frischen Palmzweige, die noch feucht vom Weihwasser waren, auf den Esstisch und ging nach oben, um sich umzuziehen. Später würde sie die Zweige zu schweren Kreuzen binden und sie neben unser goldgerahmtes Familienfoto an die Wand hängen. Dort blieben sie bis Aschermittwoch; dann trugen wir sie in die Kirche, wo sie zu Asche verbrannt wurden. Papa half jedes Jahr beim Austeilen der Aschekreuze, wie die anderen Laienbrüder in einem langen, grauen Gewand. Seine Reihe kam immer am langsamsten voran, weil er mit seinem ascheverschmierten Daumen besonders fest auf jede Stirn drückte, um ein perfektes Kreuz zu malen, und dabei langsam und bedeutungsvoll jedes einzelne Wort betonte: »Denn Staub bist du, und zum Staub wirst du zurückkehren.«

Papa saß bei der Messe immer in der ersten Reihe, gleich neben dem Gang, und Mama, Jaja und ich saßen neben ihm. Er war der Erste, der zur Kommunion ging. Um die Hostie zu empfangen, knieten die meisten Leute nicht vor dem Marmoraltar und der lebensgroßen Statue der blonden Jungfrau Maria nieder, aber mein Vater schon. Er kniff die Augen so fest zusammen, dass sein Gesicht sich zu einer starren Grimasse verzog, und streckte dabei die Zunge heraus, so weit er nur konnte. Anschließend lehnte er sich in seiner Kirchenbank zurück und sah zu, wie die übrigen Gemeindemitglieder zum Altar pilgerten, die Handflächen aufeinander

dergepresst und senkrecht nach oben gestreckt, als müssten sie einen auf den Rand gestellten Teller festhalten. So hatte es ihnen Pater Benedict beigebracht. Obwohl Pater Benedict schon sieben Jahre in St. Agnes war, nannten ihn die Leute immer noch »unseren neuen Priester«. Vielleicht hätten sie das nicht getan, wenn er nicht weiß gewesen wäre. Er sah einfach immer noch aus wie neu. Die Haut seines Gesichts, das die Farbe von Kondensmilch und einer aufgeschnittenen Sauer-Annone hatte, war während dieser sieben Jahre im glutheißen Harmattan-Wind Nigerias kein bisschen braun geworden. Seine englische Nase war genauso verkniffen und schmal, wie sie es immer gewesen war, dieselbe Nase, von der ich damals, als er in Enugu eintraf, befürchtet hatte, er würde nicht genügend Luft durch sie bekommen. Pater Benedict hatte in der Gemeinde so manches umgekrempelt. Zum Beispiel durften das Credo und das Kyrie nur in Latein gesprochen werden, und Igbo, unsere Muttersprache, war verboten. Auch das Händeklatschen sollte auf ein Minimum beschränkt sein, um die Feierlichkeit der Messe nicht zu beeinträchtigen. Immerhin erlaubte er uns, die Opfergebete auf Igbo zu singen; er nannte sie »Eingeborenenlieder«, und wenn er »Eingeborene« sagte, verzogen sich die Winkel seines schmalen, geraden Mundes nach unten und bildeten ein umgedrehtes U. Während seiner Predigten nahm Pater Benedict meistens Bezug auf den Papst, auf Papa und auf Jesus – in dieser Reihenfolge. Papas Beispiel benutzte er, um das Evangelium zu veranschaulichen. »Wenn wir unser Licht leuchten lassen vor allen Menschen, so tun wir es in Gedenken an den Einzug Christi in Jerusalem«, sagte er an diesem Palmsonntag. »Seht euch Bruder Eugene an. Er hätte es nach dem Putsch so machen können wie die anderen bedeutenden Männer in diesem Land. Er hätte beschließen können, zu Hause zu bleiben und nichts zu tun, damit die neue Regierung sich nicht in seine Geschäfte einmischt. Er

aber nutzte den *Standard*, um der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen, obwohl das für die Zeitung den Verlust von Anzeigen bedeutete. Bruder Eugene trat für die Freiheit ein. Wie viele von uns sind aufgestanden und haben für die Wahrheit gekämpft? Wie viele von uns haben des glorreichen Einzugs in Jerusalem gedacht?»

Die Gemeindemitglieder sagten »Ja« oder »Gott segne ihn« oder »Amen«, aber nicht zu laut, damit es nicht klang wie bei den Pfingstgemeinden, die überall aus dem Boden schossen wie die Pilze; dann hörten sie wieder leise und aufmerksam zu. Sogar die Babys hörten auf zu brüllen, als ob auch sie dem Pater lauschten. An manchen Sonntagen hörte die Gemeinde sogar aufmerksam zu, wenn Pater Benedict über Sachen redete, die schon alle wussten, zum Beispiel, dass Papa die größte Geldsumme für den Peterspfennig und für St. Vincent de Paul gespendet hatte. Oder dass er die Kartons mit Messwein bezahlt hatte oder die neuen Öfen im Kloster, wo die Ehrwürdigen Schwestern die Hostien buken, oder den neuen Flügel des St.-Agnes-Krankenhauses, wo Pater Benedict immer die Letzte Ölung verabreichte. Und ich saß dann neben Jaja, die Knie zusammengepresst, und versuchte, ein ausdrucksloses Gesicht zu machen, damit man nicht sah, wie stolz ich war. Papa sagte immer, dass Bescheidenheit sehr wichtig ist.

Auch Papas Gesicht war ausdruckslos, wenn ich ihn anschaute, wie auf dem Foto in der Zeitung, nachdem *Amnesty World* ihm einen Menschenrechtspreis verliehen hatte. Er hatte nur dieses eine Mal erlaubt, dass in seiner Zeitung etwas über ihn geschrieben wurde. Sein Chefredakteur, Ade Coker, hatte darauf bestanden und gesagt, Papa habe es verdient, er sei zu bescheiden. Das hatten Jaja und ich von Mama gehört; Papa sagte uns solche Sachen nicht. Das ausdruckslose Gesicht behielt er, bis Pater Benedict seine Predigt beendet hatte und es Zeit für die Kommunion war. Wenn er dann

das Sakrament empfangen hatte, lehnte er sich zurück und sah zu, wie die Gemeindemitglieder nach vorne zum Altar gingen, und nach der Messe berichtete er Pater Benedict mit ernster Miene, wenn jemand an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen nicht zur Kommunion ging. Er ermutigte Pater Benedict, sich um diese verlorenen Schafe zu kümmern und sie in die Gemeinde zurückzuholen; denn nur eine Todsünde konnte schuld daran sein, wenn jemand zwei Sonntage hintereinander die Kommunion ausließ.

An diesem Palmsonntag, an dem alles anders wurde, sah also Papa, dass Jaja nicht zum Altar ging, und haute mit seinem ledergebundenen Messbuch, aus dem rote und grüne Lesebändchen hingen, auf den Esstisch, als wir nach Hause kamen. Der Tisch war aus Glas, aus schwerem Glas. Er wackelte, ebenso wie die Palmzweige, die darauf lagen.

»Jaja, du bist nicht zur Kommunion gegangen«, sagte Papa leise. Es war fast eine Frage.

Jaja blickte auf den Tisch hinab, als spräche er zu dem Messbuch. »Von der Waffel kriege ich schlechten Atem.«

Ich starrte Jaja an. War bei ihm eine Schraube locker? Papa bestand darauf, dass wir Hostie sagten, weil »Hostie« das Wesen des Leibes Christi, seine Heiligkeit, am besten ausdrückte. »Waffel« war zu weltlich, denn Waffeln waren etwas, das in Papas Fabriken hergestellt wurde – Schokowaffeln, Bananewaffeln, ein Gebäck eben, das die Leute ihren Kindern als Belohnung gaben, wenn es etwas Besseres sein sollte als Kekse.

»Und außerdem wird mir immer ganz schlecht, wenn der Priester mich am Mund berührt«, sagte Jaja. Er wusste, dass ich ihn ansah, dass meine erschrockenen Augen ihn anflehten, still zu sein, aber er schaute nicht zu mir her.

»Es ist der Leib unseres Herrn.« Papas Stimme war leise, sehr leise. Sein Gesicht war zwar schon ganz aufgedunsen und mit eitergefüllten Pusteln bedeckt, aber jetzt schien es

noch mehr anzuschwellen. »Du kannst nicht einfach aufhören, den Leib unseres Herrn zu empfangen. Das bedeutet den Tod, und das weißt du.«

»Dann sterbe ich eben.« Vor Angst hatten Jajas Augen die Farbe von Teer angenommen, aber jetzt blickte er Papa direkt ins Gesicht. »Dann sterbe ich eben, Papa.«

Papa schaute sich rasch im Zimmer um, als suchte er nach dem Beweis dafür, dass etwas von der hohen Decke gefallen war, etwas, von dem er nie gedacht hatte, es könnte herunterfallen. Dann nahm er das Messbuch und warf es quer durch den Raum nach Jaja. An Jaja flog es vorbei, aber es traf die Glasetagere, die Mama so oft polierte. Es zertrümmerte das obere Bord, schleuderte die cremefarbenen, fingergroßen Balletttänzerinnen aus Keramik, die sich in allen möglichen Positionen verrenkten, auf den harten Boden und landete ebenfalls dort. Vielmehr landete es auf den vielen Scherben. Und da lag es nun, ein wuchtiges, ledergebundenes Messbuch mit allen Lesungen für die drei Zyklen des Kirchenjahres.

Jaja rührte sich nicht. Papa schwankte von Seite zu Seite. Ich stand an der Tür und beobachtete sie. Der Deckenventilator drehte und drehte sich, und die Glühbirnen, die daran befestigt waren, schlugen klirrend aneinander. Dann kam Mama in ihren Gummislippern herein, die leise, klatschende Geräusche auf dem Marmorboden machten. Sie hatte ihr münzbesticktes Sonntagswickeltuch und die Bluse mit den Puffärmeln ausgezogen und trug jetzt ein schlichtes buntgemustertes Tuch, locker an der Taille zugebunden, und das weiße T-Shirt, das sie jeden zweiten Tag anhatte. Es war ein Andenken an ein spirituelles Exerzitium, an dem sie und Papa teilgenommen hatten; die Worte GOTT IST LIEBE standen in schiefen Buchstaben über ihren schweren Brüsten. Sie starrte auf die Keramikscherben auf dem Boden, kniete nieder und begann sie mit bloßen Händen aufzusammeln.

Nur das Surren des Ventilators, der noch immer durch die Luft pflügte, unterbrach die Stille. Obwohl unser geräumiges Esszimmer in ein noch größeres Wohnzimmer mündete, hatte ich das Gefühl, zu ersticken. Die eierschalenfarbenen Wände mit den gerahmten Fotos von Großvater schienen langsam auf mich zuzukommen, mich zu bedrängen. Sogar der Esstisch aus Glas bewegte sich auf mich zu.

»*Nne, ngwa*. Geh hoch und zieh dich um«, sagte meine Mutter zu mir. Ich erschrak, obwohl ihre Worte auf Igbo ruhig und besänftigend klangen. Im selben Atemzug, ohne Pause, sagte sie zu Papa: »Dein Tee wird kalt«, und zu Jaja: »Komm und hilf mir, *biko*.«

Papa setzte sich an den Tisch und goss sich aus dem Service mit den Bordüren aus rosa Blümchen Tee ein. Ich wartete darauf, dass er Jaja und mich dazu aufforderte, einen Schluck davon zu nehmen, so wie er das immer tat. Er nannte das einen Schluck der Liebe, weil man die kleinen Dinge, die man liebt, mit den Personen teilt, die man liebt. Nimm einen Schluck der Liebe, sagte er dann, und Jaja würde als Erster trinken. Dann würde ich die Tasse in beide Hände nehmen und sie an meine Lippen heben. Ein Schluck. Der Tee war immer zu heiß, immer verbrannte ich mir den Mund, und wenn es zum Mittagessen etwas Scharfes gab, brannte es noch mehr auf meiner wunden Zunge. Aber das machte nichts, weil ich wusste, wenn der Tee mir auf der Zunge brannte, dann brannte er auch Papas Liebe in mich hinein. Heute jedoch sagte Papa nicht: Nimm einen Schluck der Liebe; er sagte gar nichts, während ich ihm zusah, wie er die Tasse an seine Lippen hob.

Jaja kniete neben Mama nieder, formte aus dem Kirchenblättchen, das er in der Hand hielt, eine flache Kehrschaufel und legte eine der scharfkantigen Scherben darauf. »Sei vorsichtig, Mama, sonst schneidest du dich in die Finger«, sagte er.

Ich zog an einem der kleinen Zöpfe, die unter meinem schwarzen Kirchenschal verborgen waren, um sicherzugehen, dass ich nicht träumte. Warum verhielten sich Jaja und Mama so normal, als wüssten sie nicht, was gerade eben passiert war? Und warum trank Papa seelenruhig seinen Tee, als hätte Jaja ihm nicht gerade eine freche Antwort gegeben? Ich drehte mich langsam um und ging nach oben, um mein rotes Sonntagskleid auszuziehen.

Als ich mich umgekleidet hatte, saß ich an meinem Schlafzimmerfenster. Der Kashewbaum war so nahe, dass ich die Hand hätte ausstrecken können, um ein Blatt zu pflücken, wenn nicht das silberfarbene Moskitogitter dazwischen gewesen wäre. Die glockenförmigen gelben Früchte hingen träge und schwer an den Zweigen und lockten Bienen an, die summend gegen das Gitter vor meinem Fenster flogen. Ich hörte, wie Papa nach oben in sein Zimmer ging, um ein Nickerchen zu machen. Ich schloss die Augen, saß ganz still und wartete darauf, dass er Jaja rufen und Jaja in sein Zimmer gehen würde. Nichts passierte, und nach langen, stillen Minuten öffnete ich die Augen wieder und drückte meine Stirn gegen das Gitter, um nach draußen zu sehen. Unser Hof war so groß, dass hundert Leute darin *atilogu* tanzen konnten, und so geräumig, dass zwischen den Tänzern genug Platz bleiben würde, damit sie ihre halbrecherischen Saltos machen und auf den Schultern des nächsten Tänzers landen konnten. Die Mauern des Grundstücks, auf denen sich elektrisch geladener Stacheldraht ringelte, waren so hoch, dass ich die Autos, die an unserem Haus vorbeifuhren, nicht sehen konnte. Es war zu Beginn der Regenzeit, und die Tempelbäume an den Mauern erfüllten den Hof bereits mit dem betäubend süßlichen Duft ihrer Blüten. Eine Reihe von purpurroten Bougainvilleen, kerzengerade beschnitten wie ein Küchentisch, trennte die knorrigen Bäume von der Auffahrt. Vor dem Haus standen üppige Hibiskussträucher, die ihre

Zweige ausstreckten, als wollten sie ihre Blüten miteinander tauschen. Am Blauen Hibiskus zeigten sich zwar schon die ersten schläfrigen Knospen, doch die meisten Blüten trug der rote Hibiskus. Er schien so schnell zu blühen, dieser rote Hibiskus, zumal wenn man bedachte, wie oft Mama Zweige abschnitt, um den Kirchenaltar zu schmücken, oder wie oft Besucher sich auf dem Weg zu ihren parkenden Autos ein paar Blüten abzupften.

Es waren vor allem die Frauen aus Mamas Gebetsgruppe; einmal hatte ich von meinem Fenster aus beobachtet, wie sich eine von ihnen eine Blüte hinter das Ohr steckte. Doch selbst die Agenten der Regierung, zwei Männer in schwarzen Jacken, die vor einiger Zeit bei uns gewesen waren, hatten sich am Hibiskus zu schaffen gemacht, als sie hinausgingen. Sie kamen in einem Pick-up mit Regierungsnummernschild und parkten direkt bei den Hibiskussträuchern. Lange waren sie nicht geblieben. Später sagte Jaja, sie seien gekommen, um Papa zu bestechen, und dass er gehört hätte, wie sie sagten, ihr Pick-up sei voll mit Dollarnoten. Ich war mir nicht so sicher, ob Jaja das richtig verstanden hatte. Aber selbst heute dachte ich noch manchmal daran. Ich stellte mir den Laster vor, auf der Ladefläche ganze Stapel von Geldbündeln in fremder Währung, und fragte mich, ob sie das Geld wohl in viele einzelne Kartons gepackt hatten oder in einen von den großen, in denen man auch unseren Kühlschrank geliefert hatte.

Ich stand immer noch am Fenster, als Mama zu mir ins Zimmer kam. Jeden Sonntag vor dem Mittagessen, während Papa sein Nickerchen hielt, flocht sie mir die Haare und wies zwischendurch Sisi an, sie solle etwas mehr Palmöl an die Suppe geben oder ein kleines bisschen weniger Curry an den Kokosreis. Dabei saß sie auf einem Lehnstuhl in der Nähe der Küchentür, und ich hockte vor ihr auf dem Boden, den Kopf zwischen ihren Beinen. Obwohl es in der Küche luftig

war und die Fenster immer offen standen, nahm mein Haar die würzigen Düfte des Essens an, und wenn ich mir später einen meiner Zöpfe an die Nase hielt, konnte ich *egusi*-Suppe riechen, *utazi*, Curry. Heute jedoch kam Mama nicht mit der Tasche voll Kämmen und Haaröl in mein Zimmer und bat mich, zum Flechten nach unten zu kommen. Sie sagte nur: »Das Mittagessen ist fertig, *nne*.«

Eigentlich wollte ich sagen, wie leid es mir tat, dass Papa die Figuren zerbrochen hatte, aber die Worte, die tatsächlich aus meinem Mund kamen, lauteten: »Es tut mir leid, dass deine Figuren kaputtgegangen sind, Mama.«

Sie nickte schnell und schüttelte den Kopf, als wollte sie mir sagen, dass die Figuren nicht wichtig seien. Dabei waren sie es durchaus. Vor Jahren, bevor ich alles begriff, fragte ich mich oft, wieso sie sie jedes Mal polierte, wenn ich diese Geräusche aus ihrem Zimmer gehört hatte, ein Rumpeln, als würde etwas gegen die Tür geschlagen. Ihre Gummislipper machten nie ein Geräusch auf der Treppe, aber ich wusste, dass sie auf dem Weg nach unten war, wenn ich hörte, wie sich die Tür zum Esszimmer öffnete. Wenn ich dann zu ihr ging, sah ich sie bei der Etagere stehen, in der Hand ein mit Seifenwasser getränktes Küchenhandtuch. Für jede kleine Ballerina brauchte sie mindestens eine Viertelstunde. Tränen sah man nie auf ihrem Gesicht. Das letzte Mal, vor nur zwei Wochen, als ihr geschwollenes Auge noch dunkelviolett war wie eine überreife Avocado, hatte sie die Figürchen nach dem Polieren umgruppiert.

»Ich flechte dir die Haare nach dem Mittagessen«, sagte sie und wandte sich zum Gehen.

»Ja, Mama.«

Ich folgte ihr die Treppe hinunter. Sie hinkte leicht, als ob eines ihrer Beine kürzer wäre als das andere, wodurch sie noch kleiner wirkte, als sie war. Die Treppe bildete ein schwungvolles S, und ich war schon halb unten, als ich Jaja in der Diele

stehen sah. Gewöhnlich ging er vor dem Mittagessen in sein Zimmer hoch, um zu lesen, aber heute hatte er sich gar nicht nach oben begeben; er hatte die ganze Zeit bei Mama und Sisi in der Küche gegessen.

»*Ke kwanu?*«, fragte ich, obwohl ich gar nicht zu fragen brauchte, wie es ihm ging. Ich brauchte ihn nur anzuschauen. Tiefe Falten hatten sich in sein Gesicht eingegraben, das Gesicht eines Siebzehnjährigen; sie zogen sich in Zickzacklinien über seine Stirn, und in jeder dieser Falten stand tiefe, dunkle Anspannung. Ich drückte ihm schnell die Hand, bevor wir ins Esszimmer gingen. Papa und Mama saßen schon am Tisch, und Papa wusch seine Hände in der Schüssel mit Wasser, die Sisi ihm hinhielt. Er wartete, bis Jaja und ich uns ihm gegenüber hingesetzt hatten, und begann mit dem Tischgebet. Zwanzig Minuten lang bat er Gott, das Essen zu segnen. Danach begann er die Gesetze des Rosenkranzes zu beten, und nach jedem »Gegrüßet seist du Maria« antworteten wir: »Bitte für uns Sünder.« Sein Lieblingsgesetz war: »Unsere Liebe Frau, Schutzherrin des nigerianischen Volkes.« Er hatte es selbst erfunden. Wenn die Leute es jeden Tag beteten, sagte er, würde Nigeria nicht mehr so armselig dastehen wie ein großer, starker Mann auf den spindeldürren Beinen eines Kindes.